

Wissenschaft und Medien im Dialog

Eine qualitative Untersuchung der Erfahrungen von Wissenschaftlerinnen und Journalist*innen in der Wissenschaftskommunikation

Anne-Kathrin Gerlieb, Anna-Sophie Barbutev¹

Abstract: *Die Studie untersucht, wie Sichtbarkeit von Wissenschaftlerinnen im Zusammenspiel mit journalistischen Praktiken koproduziert wird. Auf Basis qualitativer Interviews mit Forschenden und Medienschaffenden werden strukturelle Barrieren, asymmetrische Erwartungen und geschlechtsspezifisches Gatekeeping im Lichte eines gendersensiblen Post-Normal-Science-Communication-Ansatzes analysiert.*

1 Einleitung

Die Zusammenarbeit zwischen Medienschaffenden und Wissenschaftler*innen wird angesichts einer zunehmenden diskursiven Polarisierung, drastischer Veränderungen innerhalb der Medienindustrie und »post-normaler« Situationen komplexer (Brüggemann et al. 2020: 1), wodurch Wissenschaftskommunikation an Bedeutung gewinnt (Frick und Seltmann 2023: 1; Schäfer et al. 2019: 77). Wurde die Zusammenarbeit früher als schwierig beschrieben, argumentieren Peters und Jung, dass sich das Verhältnis zwischen Wissenschaftler*innen und Journalist*innen in den vergangenen Jahren zunehmend gebessert hat (2019a: 9). Dennoch gibt es Herausforderungen in der Zusammenarbeit, welche die vorliegende Studie erforscht. Mögliche Schwierigkeiten sind etwa Kommunikationsprobleme aufgrund unterschiedlicher Kommunikationskulturen und Rollenverständnisse oder Interessenkonflikte zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit (Peters 2008: 116). Zudem können inkompatible Erwartungen, die zum Beispiel die Kontrolle über öffentliche Wissenschaftskommunikation betreffen, die Zusammenarbeit erschweren (Peters 2012: 337–338). Zahlreiche Studien analysieren entweder die Perspektive von Journalist*innen oder Wissenschaftler*innen. Wenige Studien fokussieren die Interaktion zwischen beiden Berufsgruppen (European Commission 2008;

¹ Gleichberechtigte Erstautorinnen.

Dijkstra et al. 2015: 1; Moorhead et al. 2023; Shine 2022). Zudem gibt es laut unserem Kenntnisstand keine Studie, die spezifisch Wissenschaftlerinnen und ihre mediale Expertinnen-Interaktion in den Blick nimmt. Die Interviewstudie kombiniert daher beide Perspektiven mit einem Genderfokus, um Lösungsansätze für eine bessere und geschlechtergerechte(re) Zusammenarbeit beider Berufsgruppen zu entwickeln. Sie wird angeleitet von der Frage: Welche Strategien und Ansätze können die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlerinnen und Journalist*innen verbessern?

2 Forschungsstand

Insgesamt ist die Bereitschaft Forschender hoch, mit Journalist*innen zu sprechen. Wissenschaftskommunikation ist an Institutionen fest verankert und wird durch die interne Hochschulkommunikation unterstützt (Peters 2019: 211). Während Studien wie die von Peters (2019) und Dijkstra et al. (2015) insbesondere die institutionellen Bedingungen wissenschaftlicher Kommunikation und mediale Repräsentation analysieren, liegt unser Fokus auf dem Zusammenspiel struktureller, geschlechtsspezifischer und kommunikativer Dynamiken. Die Kontaktaufnahme zwischen Journalist*in und Expert*in erfolgt laut Albaek überwiegend auf Initiative von Journalist*innen (2011: 340). Gründe für die Kontaktanbahnung sind das Bedürfnis nach Einordnung durch Expert*innen, Hintergrundwissen oder Forschungsergebnissen der Expert*innen (ebd.: 343). Diese Beobachtung deckt sich mit Ergebnissen von Peters und Jung (2019), die zeigen, dass Redaktionen ihre Auswahl von Expert*innen stark durch redaktionelle Routinen und vorhandene Netzwerke strukturieren – mit Folgen für die Diversität medial sichtbarer Stimmen. Entscheidende Faktoren für die Interaktion zwischen Wissenschaftler*innen und Journalist*innen sind laut Moorhead et al. (2023) der Karrierestatus sowie Publikationsdruck der Forschenden. Demnach sind Early-Career-Forschende exponierter als etablierte Wissenschaftler*innen und vorsichtiger im Umgang mit Medien aufgrund ihrer eigenen prekären und meist befristeten Beschäftigung. Dennoch nehmen sie die Berichterstattung zu Publikationen als förderlich für ihre Karriere wahr (Moorhead et al. 2023: 12). Entscheidend ist zudem der institutionelle Kontext von Forscher*innen, der Wissenschaftskommunikationsaktivitäten unterstützen oder kontrollieren kann (ebd.: 13).

Die Interviewstudie von Moorhead et al. zeigt, dass alle befragten Wissenschaftler*innen ein Basisverständnis von Medienlogiken besitzen. Allerdings gibt es starke Unterschiede in den »patterns of mediatization« (ebd.: 8)²: *adaption*, *adoption* und *affiliation* der Medienlogik. *Adaption* beschreibt die Fähigkeit, Forschung auf verständliche Weise zu erklären, charakterisiert durch eine reaktive anstatt einer proaktiven Interaktion mit Journalist*innen. *Adoption* der Medienlogik bedeutet, dass Forschende proaktiv

2 Der Ausdruck »patterns of mediatization« bezieht sich auf typische wiederkehrende Konstellationen, in denen mediale Praktiken, Formate und Logiken die Darstellung und Rezeption wissenschaftlicher Inhalte prägen. Moorhead et al. (2023) analysieren diese Muster im Hinblick auf die Wechselwirkungen zwischen Wissenschaftskommunikation, Plattformlogiken und gesellschaftlicher Sichtbarkeit von Expertise.

und gezielt Interaktionen mit Medien eingehen. Beide Muster sind angelehnt an Olesk (2021). Ergänzt um das dritte Muster der *affiliation* von Medienlogiken, das im Zuge der Interviewauswertung hinzugefügt wurde und das am meisten involviert ist, da hierbei Journalist*innen und Wissenschaftler*innen aktiv zusammenarbeiten (Moorhead et al. 2023: 8).

Nur wenige Wissenschaftler*innen folgen dem *adaptive* Muster, das durch passive, institutionell vermittelte Medienkontakte geprägt ist – meist über Hochschulkommunikation oder Journals –, ohne wahrgenommenen Bedarf für mehr Engagement. Verbreiteter ist das *adoptive* Muster: Forschende beteiligen sich aktiv an der Wissenschaftskommunikation, erkennen deren Bedeutung für Reputation und Förderchancen, kritisieren jedoch eingeschränkte Mitgestaltung durch externe Stellen (Moorhead et al. 2023: 8–10). Selbst Forschende mit einer sehr positiven Grundeinstellung berichten von negativen Medienerfahrungen wie Objektifizierung oder Fehlzitaten, halten aber an einer hohen Wertschätzung für Journalist*innen fest (ebd.: 10–11; siehe auch Peters et al. 2010: 26; Dijkstra et al. 2015: 8).

Insgesamt nennen Journalist*innen und Wissenschaftler*innen fehlende Kommunikationsfähigkeit als Barriere und Medientrainings als eine mögliche Lösung. Die Hochschulkommunikation wird dabei als Vermittler zwischen Wissenschaft und Medien betrachtet. Peters beschreibt Hochschulkommunikation als »semi-professionalisierte Vermittlungsinstanz« (2019: 211), deren institutionelle Rolle ambivalent bleibt – zwischen PR-Logik und Wissenschaftsinteresse. Allerdings ist die Hochschulkommunikation nach Auffassung von Wissenschaftler*innen oft nicht im Bilde zu den bearbeiteten Forschungsthemen, Journalist*innen nutzen die Pressestelle zwar als Quelle zur Expert*innensuche, erleben sie allerdings auch als zeitliches Hemmnis, das zur Verzögerung von Prozessen führen kann (ebd.: 14–16).

Besonders aktive Wissenschaftler*innen folgen laut Moorhead et al. (2023) einem *affiliativen* Muster der Medialisierung: Ihre Kommunikation ist geprägt von enger Zusammenarbeit mit Medienschaffenden, der Kontextualisierung anderer Studien und der Übersetzung komplexer Inhalte in zugängliche Narrative. Ihre Motivation entspringt meist nicht institutionellen Vorgaben, sondern einem ausgeprägten gesellschaftlichen Engagement (Moorhead et al. 2023: 11–12). Unsere Studie knüpft an dieses Konzept *affiliativer* Medialisierung an und untersucht, inwiefern sich entsprechende Muster auch in der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlerinnen und Journalist*innen im deutschsprachigen Raum zeigen.

3 Gendersensible Post-Normal Science Communication

Unsere Studie adressiert eine bislang vernachlässigte Perspektive: die verknüpfte Analyse der Erfahrungen von Wissenschaftlerinnen und Journalist*innen (Moorhead 2024; Shine 2022; Albæk 2011). Während etablierte Rahmenwerke wie das Modell der Post-Normal Science Communication (PNSC) nach Brüggemann, Lörcher und Walter (2020) medienlogische Dynamiken unter Unsicherheitsbedingungen differenziert beschreiben, bleiben geschlechtsspezifische Aspekte weitgehend untertheoretisiert. Angesichts der gestiegenen Erwartungen an Sichtbarkeit und gesellschaftliche Anschlussfähigkeit

wissenschaftlicher Expertise – etwa im Kontext der Covid-19-Pandemie – rücken Fragen strukturell ungleicher Repräsentationsbedingungen in den Fokus (Brüggemann, Lörcher und Walter 2020: 2–10). Während Ersteres auf linearer Wissensvermittlung basiert, beschreibt das post-normale Modell dialogische Kommunikation unter Bedingungen von Komplexität, Politisierung und Legitimationsdruck. Es basiert auf vier zentralen Prinzipien: *Participation* (aktive Teilhabe), *Transparency* (offengelegte Interessenlagen), *Accountability* (Rechenschaftspflicht) und *Reflexivity* (Selbstbeobachtung der eigenen Position). Die journalistische *Observer*-Rolle (Beobachter*innenrolle mit Anspruch auf Neutralität und Distanz) folgt häufig professionellen Normen wie *Immediacy* (Schnelligkeit und Aktualität) und *Neutrality* (Ausgewogenheit und Objektivität) – und tendiert dazu, bestehende Machtverhältnisse zu reproduzieren. Diese Dynamiken treffen Wissenschaftlerinnen besonders: Ihre Sichtbarkeit ist strukturell eingeschränkt, ihre Glaubwürdigkeit wird häufiger infrage gestellt (Heimann und Johansson 2023; siehe auch Reich und Schmitt sowie Grommes et al. in diesem Band). Das Modell bleibt in seiner klassischen Form geschlechtsblind und verkennt die asymmetrischen Voraussetzungen weiblich gelesener Akteur*innen in medialen Kontexten. Angelehnt an Olesk, der zwischen Adaption und Adoption unterscheidet, sowie an Moorhead et al. mit dem Konzept der Affiliation, rekonstruieren wir drei Modi medialer Positionierung: Adaption (reaktive Kommunikation über institutionelle Kanäle), Adoption (strategisch gesteuerte Sichtbarkeit) und Affiliation (aktive Mitgestaltung medialer Logiken). Diese sind geschlechtlich codiert: Sichtbarkeit variiert nicht nur aufgrund von Verfügbarkeit, sondern auch aufgrund von Risiko – abhängig von disziplinären Kontexten, Karrierephase und sozialer Positionierung. Besonders Wissenschaftlerinnen stehen im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Validität und medialer Erwartung. Die anschlussfähige Konzeptualisierung von *Advocacy* als intermediäre Vermittlung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit durch Brüggemann et al. (2020) wird in unserer Analyse um eine *gendersensible Perspektive* erweitert, die strukturelle Verwundbarkeit, Angreifbarkeit und Repräsentationszwänge systematisch berücksichtigt (Faulkner 2009).

Weiblich gelesene Wissenschaftler*innen begegnen in *Advocacy*-Debatten einer doppelten Herausforderung: Einerseits wird von ihnen erwartet, sich für wissenschaftsbasierte Positionen stark zu machen, andererseits sind sie aufgrund von Stereotypen und geschlechtsspezifischen Vorannahmen verstärkt Angriffen³ ausgesetzt (Faulkner 2009). Sie sehen sich mit der Herausforderung konfrontiert, wissenschaftliche Standards und mediale Erwartungen zugleich zu erfüllen – und stoßen dabei auf stereotype Repräsentationsmuster, Tokenisierung oder epistemische Marginalisierung. Journalist*innen übernehmen hier eine zentrale Rolle: Als *Access Provider* (Riedl et al. 2024: 693) entscheiden sie über Sichtbarkeit – entlang redaktioneller Routinen wie *Immediacy*, Personalisierung oder vermeintlicher Neutralität. Die Erweiterung der PNSC um eine Gender-Perspektive macht sichtbar, dass Wissenschaftskommunikation nicht nur Wissen vermittelt, sondern auch soziale Zugehörigkeit und epistemische Autorität aushandelt. Dazu gehören die bewusste Auswahl weiblicher Expertinnen, die Förderung von Vorbildern

3 Dies gilt insbesondere für öffentliche Kontroversen in Bereichen wie Klimawissenschaft oder Gesundheitskommunikation, in denen Frauen überproportional häufig Ziel von Hassrede und Infra-gestellung ihrer Expertise werden (Lewis et al. 2020).

sowie die Sichtbarmachung der sozialen Dimension wissenschaftlicher Arbeit. Gender-sensible Wissenschaftskommunikation wird so zu einem Instrument nicht nur der Wissensvermittlung, sondern auch der Inklusion und Geschlechtergerechtigkeit. Die Rolle von Journalist*innen und Wissenschaftler*innen als Vermittler*innen wissenschaftlicher Inhalte erweitert sich um die Dimension der strukturellen Verantwortung. Zentral bleibt die Frage, wie geschlechtsspezifische und minorisierende Machtstrukturen überwunden werden können. Wissenschaftlerinnen berichten häufig von Schwierigkeiten, ihre Forschung so zu kommunizieren, dass es wissenschaftlichen Standards und medialen Erwartungen zugleich gerecht wird. Riedl et al. (2022: 690) zeigen, dass Journalistinnen, die sich ihrer Verantwortung bewusst sind, durch gezielte Auswahl, Vorbilder und Kontextualisierung diverser Biografien strukturelle Inklusion fördern können und sich als *Access Provider* verstehen. Dennoch bleibt die strukturelle Realität eine historisch männlich dominierte, in der Exklusion oft unbewusst reproduziert wird. Forschung kann diesen Zustand analysieren – doch erst die bewusste Umsetzung inklusiver Intentionen im sozialen Handeln ermöglicht eine nachhaltige Sichtbarkeit von Wissenschaftlerinnen.

Die Interpretation wissenschaftlicher Fakten durch Journalist*innen und Wissenschaftler*innen ist ein zentrales Element der Post-Normal Science Communication (Brüggemann, Lörcher und Walter 2020). Wir erweitern diesen Punkt, indem wir die gesellschaftliche und geschlechtsspezifische Dimension betonen: Besonders die journalistische *Observer*-Rolle, die auf Neutralität und Distanz setzt, reproduziert häufig bestehende Machtstrukturen und verstärkt Genderspezifische Ungleichheiten. Ein aktualisierter Ansatz muss berücksichtigen, wie journalistische Praktiken systematisch Bias reproduzieren und damit eine Normierung fördern. Die Interpretation von Fakten ist stets in bestehende Machtstrukturen und soziale Narrative eingebettet.

Riedl et al. (2024) betonen, dass stereotype Darstellungen nicht nur die Sichtbarkeit, sondern auch die mediale Glaubwürdigkeit von Wissenschaftlerinnen beeinträchtigen. Daraus folgt die Notwendigkeit, journalistische Normen wie *Immediacy* und *Neutrality* kritisch zu hinterfragen. Gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen sollten Journalist*innen Strategien entwickeln, um geschlechtsspezifische Verzerrungen zu vermeiden. Die Post-Normal Science Communication (PNSC) nach Brüggemann et al. (2020) bietet mit *Participation* und *Transparency* zentrale Prinzipien, die wir um eine Gender-Perspektive erweitern. Strukturelle Barrieren – etwa durch Care-Arbeit oder Gremientätigkeit – wirken als geschlechtsspezifische *Gatekeeping Factors* und erschweren die mediale Teilhabe von Wissenschaftlerinnen (Llorens et al. 2021). Journalist*innen können hier aktiv gegensteuern, etwa durch Quoten bei der Expertinnenauswahl, Netzwerkförderung und paritätische Redaktionen (Cassidy 2008). Zugleich zeigen Studien (Riedl et al. 2022: 683, 690–693), dass mediale Normen oft zu Simplifizierungen oder Fehlrepräsentationen führen. Eine Erweiterung der fünf PNCS-Propositionen um geschlechterbezogene Dynamiken ermöglicht es, diese strukturellen Verzerrungen theoretisch zu fassen – und Wissenschaftskommunikation als Raum für Diversität und Inklusion weiterzudenken.

4 Forschungsdesign

Interviews, wie Wohlrab-Sahr und Przyborski (2018: 145) betonen, sind als soziale Interaktionen zu verstehen, in denen sich Fragen und Antworten dynamisch entwickeln. Dies erlaubt nicht nur die Erfassung inhaltlicher Aussagen, sondern auch die Analyse kommunikativer wie sozialer Strukturen. So lassen sich systematisch auswertbare Daten gewinnen, während gleichzeitig Raum für neue Erkenntnisse bleibt (Bogner et al. 2014: 17).

Der Teilstandardisierungsgrad (Helfferich 2011: 22) der in dieser Studie verwendeten qualitativen und leitfadengestützten Interviews bietet eine Balance zwischen Strukturierung und Offenheit, die für die Analyse komplexer sozialer Phänomene notwendig ist (Flick 2018: 107). Gleichzeitig lässt er narrative und subjektive Deutungsmuster der Befragten zu (Helfferich 2019: 45). Dies macht spezifische Perspektiven zugänglich und ermöglicht die systematische Analyse von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen den Befragten (Flick 2018: 107).

Für die Studie wurden 20 Wissenschaftlerinnen und 19 Journalist*innen interviewt. Die Auswahl der Wissenschaftlerinnen erfolgte über eine Kombination aus offenem Social-Media-Aufruf, gezielter Ansprache und Schneeballverfahren (Atkinson und Flint 2001; Noy 2008). Ziel war ein diverses Sample entlang disziplinärer, institutioneller und sozialer Linien. Neben der Breite in Fachrichtungen und Karrierestufen wurden gezielt marginalisierte Perspektiven einbezogen – darunter freie Wissenschaftlerinnen, queere Personen, Wissenschaftlerinnen mit Behinderung, B/PoC⁴ bzw. mit Migrationsgeschichte sowie Personen ohne Social-Media-Präsenz. Das finale Sample umfasst 14 Early-Career-Wissenschaftlerinnen, vier Professorinnen (W2) und zwei freie Wissenschaftlerinnen. Die Interviewten identifizieren sich durchweg als weiblich. Zwei sind First-Generation Academics, zwei B/PoC bzw. mit Migrationsgeschichte, eine lebt mit einer körperlichen Beeinträchtigung. Neun übernehmen regelmäßig Care-Arbeit. Die Mehrheit stammt aus westdeutschen Sozialisierungskontexten, eine Person ist ostdeutsch sozialisiert, eine lebt und arbeitet außerhalb Deutschlands. Institutionelle Anbindungen und Beschäftigungsverhältnisse sind heterogen: Die meisten Early-Career-Wissenschaftlerinnen arbeiten befristet in Teilzeit, Professorinnen in unbefristeter Vollzeit, die Freien außerhalb universitärer Strukturen. Auch mediale Praktiken differieren: von bewusster Social-Media-Abstinenz über selektive Plattformnutzung bis zu strategisch erzeugter Sichtbarkeit.

Die Teilnehmenden für die Journalist*innen-Interviews wurden über einen offenen Aufruf zur Studienteilnahme rekrutiert, der über soziale Medien sowie per E-Mail verbreitet wurde. Die Auswahl der Interviewpartner*innen erfolgte mit Blick auf unterschiedliche Medien (Print, TV, Radio, Social Media), Anstellungsverhältnisse (fest/frei) und Tätigkeitsbereiche (Redakteur*innen, Reporter*innen, Autor*innen, Leitungsfunktion). Das Sample umfasst acht freie sowie elf fest angestellte Journalist*innen, darunter fünf männliche sowie 14 weibliche Journalist*innen. Drei der Befragten haben eine Leitungsfunktion inne, drei sind als Autor*innen tätig, sieben als Redakteur*innen, jeweils

4 Black und/oder Person of Color.

eine Person als Autor*in/Producer*in und Autor*in/Reporter*in sowie zwei als Redakteur*in/Autor*in und zwei als Reporter*in.

Die Datenerhebung erfolgte zwischen Dezember 2022 und Frühjahr 2023 über leitfadengestützte Videointerviews via Zoom. Die Interviewleitfäden wurden berufsgruppenspezifisch entwickelt, basierend auf einschlägiger Forschung (u. a. Peters und Jung 2019; Olesk 2021; Zhang und Lu 2023) sowie auf Praxiswissen der Projektmitarbeiterinnen. Sie umfassten fünf thematische Schwerpunkte: (1) gesellschaftliche Rolle und mediale Positionierung von Expertinnen, (2) Auswahlprozesse und Gatekeeping (für Journalist*innen) bzw. Sichtbarkeitsstrategien und Anfragemanagement (für Wissenschaftler*innen), (3) Recherchepraktiken und Kommunikationspraktiken, (4) Nutzung digitaler Kommunikationskanäle und (5) strukturelle Bedingungen erfolgreicher Zusammenarbeit.

Die Analyse basierte auf der qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2024), um sowohl deduktive als auch induktive Kategorien systematisch zu erfassen. Ausgehend von den Interviewleitfäden wurde ein erstes Kategoriensystem entlang von fünf Themenfeldern erstellt (z. B. Rollenverständnisse, Expert*innenauswahl, digitale Kommunikation) und iterativ um materialgestützte und theoriegeleitete Subkategorien erweitert. Die insgesamt 39 Interviews wurden mit Trint⁵ transkribiert, pseudonymisiert und in MAXQDA⁶ codiert. Vergleichende Analysen ermöglichen die Identifikation struktureller Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Zur Kontextualisierung wurde ein Gendersensibler Post-Normal-Science-Communication-Rahmen entwickelt (siehe Abschnitt 3), der auf Basis der Interviewdaten die Interaktion von medienlogischen, institutionellen und geschlechtsspezifischen Dynamiken theoretisch fasst.

5 Ergebnisse

Die Auswertung folgt dem in Abschnitt 3 entwickelten theoretischen Rahmen. Die Typologie wissenschaftlicher Sichtbarkeitspraktiken orientiert sich an Moorhead et al. (2023), die das Prinzip der Affiliation beschreiben, sowie an Olesk (2021), der zwischen Adaption und Adoption medialer Logiken unterscheidet. Ergänzend wird Mellados (2015) Konzept des *Role Enactment* herangezogen, um kommunikative Rollenpraktiken von Wissenschaftlerinnen zu analysieren. Die Perspektive der Journalist*innen wird entlang des Gatekeeping-Ansatzes sowie der Gender-Advocacy-Perspektive nach Riedl et al. (2024) analysiert. Die empirischen Befunde werden im Licht des entwickelten gendersensiblen Rahmens der Post-Normal Science Communication interpretiert, der auf Basis von Brüggemann et al. (2020) theoriegeleitet und empirisch fundiert erweitert wurde (siehe Abb. 1).

5 <https://trint.com/de/> (abgerufen am 22.06.2025).

6 <https://www.maxqda.com/de/> (abgerufen am 22.06.2025).

5.1 Wissenschaftlerinnen und ihre mediale Positionierung: Strategien, Spannungen, Sichtbarkeitslogiken

Die Interviews zeigen, dass Wissenschaftlerinnen Sichtbarkeit nicht bloß reaktiv erfahren, sondern aktiv verhandeln – eingebettet in institutionelle, mediale und geschlechtsspezifische Strukturen (Riedl et al. 2022). In Anlehnung an Moorhead et al. (2023), Olesk (2021) und Mellado (2015) rekonstruieren wir drei idealtypische Modi medialer Positionierung: Affiliativ-sichtbare Akteur*innen operieren strategisch im medialen Feld; adoptiv-selektive Akteur*innen beteiligen sich kontextgebunden und voraussetzungsvoll; adaptiv-distanzierte Akteur*innen bleiben auf Distanz – häufig als Schutzreaktion auf mediale Deutungshoheit oder epistemische Marginalisierung. Diese Positionierungen verweisen auf die asymmetrische Verteilung kommunikativer Handlungsspielräume und markieren die Grenzen linearer Vermittlungsmodelle, in deren Folge sich Post-Normal Science Communication (Brüggemann et al. 2020) um eine gendersensible Dimension erweitert, die Sichtbarkeit als contingentes, konflikthaftes und nicht neutrales Dispositiv theoretisch fasst.

Typ 1: Affiliativ-sichtbare Akteur*innen

Wissenschaftler*innen dieses Typs verfügen über ein hohes Bewusstsein für die Relevanz medialer Präsenz im wissenschaftlichen Feld. Sie integrieren Wissenschaftskommunikation selbstverständlich in ihre akademische Praxis und begreifen Sichtbarkeit als strategische Ressource für Karriereentwicklung, Forschungsförderung und gesellschaftliche Wirksamkeit. Im Sinne von Moorhead et al. (2023) handeln sie innerhalb einer *affiliativen* Medienlogik, in der Medienbeziehungen aktiv gepflegt werden. Diese Form der Sichtbarkeit entsteht im Zusammenspiel mit Journalist*innen, die als »Access Provider« (Riedl et al. 2024: 693) fungieren – entweder unterstützend oder selektiv ausschließend. Sichtbare Akteur*innen gehen strategisch mit Medienanfragen um, delegieren bei Bedarf an ihr Netzwerk und gestalten aktiv ihre öffentliche Positionierung:

»Anfragen [...], die ich nicht beantworten konnte [...], da nutze ich natürlich schon auch mein Netzwerk [...].« (W13_Early Career_Teilzeit)

In Anlehnung an Fellatio (2015) lassen sich diese Akteur*innen als *role-enacting* beschreiben: Sie haben ihre öffentliche Rolle internalisiert und professionalisiert und überschritten die Schwelle von reaktiver Kommunikation hin zu aktiver Mitgestaltung öffentlicher Diskurse.

»Also, ich bin ja jetzt so seit 2001 wahnsinnig aktiv in der Wissenschaft und vielleicht auch mit einer gewissen Sichtbarkeit seitdem. Ähm, und die ersten journalistischen Anfragen kamen eigentlich recht schnell. Ich glaube, so nach so drei, vier Monaten tatsächlich, was vielleicht auch an meinem Thema liegt, was vielleicht ganz interessant ist.« (W8_Early Career_Vollzeit)

Typ 2: Adoptiv-selektive Akteur*innen

Diese Wissenschaftlerinnen berichten von einer reflektierten, aber selektiven Auseinandersetzung mit Medien. Wissenschaftskommunikation ist für sie relevant, aber sie knüpfen ihre Teilnahme an bestimmte Voraussetzungen: thematische Passung, vertrauliche Rahmenbedingungen, redaktionelle Rücksprache, passende Formate, institutionelle Rückendeckung oder zeitliche Kapazitäten. Sichtbarkeit wird hier nicht grundsätzlich angestrebt oder verweigert, sondern als Nebenprodukt verstanden, das sich aus der Passung von Kontext und Möglichkeit ergibt:

»Also, tatsächlich hatte ich bisher keine klassische Anfrage von einem Journalisten oder einer Journalistin. [...] Wir haben einen kleinen Videodreh [Anm.: durch die Institution angeregt] gemacht, wo es hieß, dass wir so ein Kurzporträt erstellen könnten. Und das war eigentlich das erste Mal, wo man doch relativ in einem professionellen Setting seine Forschung präsentiert hat.« (W7_Early Career_Teilzeit)

Mediale Kommunikation wird als wichtig, aber auch als potenziell risikobehaftet erlebt – insbesondere wenn Formate unvorbereitet, vereinfacht oder polarisierend erscheinen. Häufiger genannt werden Unsicherheiten über journalistische Abläufe oder unklare Erwartungen an die eigene Rolle. Diese selektive Haltung spiegelt auch die strukturelle Seite medialer Sichtbarkeit wider: Sichtbarkeit ist nicht allen verfügbar, sondern muss ermöglicht werden – durch Journalist*innen, Redaktionen, Pressestellen. Mit Blick auf Gender bedeutet das: Frauen müssen häufiger ihre Legitimität als Expertin aktiv unter Beweis stellen (Riedl et al. 2022), was zu einem vorsichtigeren Umgang mit Öffentlichkeit führen kann.

Typ 3: Adaptiv-distanzierte Akteur*innen

Ein dritter Typus artikuliert grundsätzliche Skepsis gegenüber der medialen Repräsentation von Wissenschaft. Dabei geht es weniger um generelle Ablehnung, sondern um konkrete Kritik an journalistischer Vereinfachung, Fehlzitaten oder unerwünschter Personalisierung:

»Es gab auch diese Erfahrung, dass das Interview einfach total verkürzt war. Es war ein langes Gespräch, und dann erschien in der Zeitung ein einzelner Satz von mir, ohne Kontext, und das hat mich richtig geärgert. Ich war da vorsichtig danach.« (W10_Early Career_Vollzeit)

Wissenschaftler*innen dieses Typs haben bereits mediale Erfahrungen gesammelt, positionieren sich jedoch kritisch gegenüber journalistischen Formaten oder der eigenen Sichtbarkeit:

»Ich wollte auch nicht, dass das überhandnimmt und ich nur noch dafür [Anm.: für ihre Ethnie] die ganze Zeit gesehen werde und nicht mehr für meine Forschung oder für andere Dinge, die jetzt mal inhaltlich wichtiger wären. Und tatsächlich genau das mit dem Bild und so, ich würde sagen, einfach auch als Woman of Colour. [...] So was möchte ich vielleicht vermeiden.« (W6_Early Career_Vollzeit)

*Adaptiv-distanzierte Akteur*innen* begegnen medialer Sichtbarkeit mit reflexiver Zurückhaltung – nicht aus grundsätzlicher Ablehnung, sondern infolge von Erfahrungen struktureller Exklusion: Epistemische Infragestellung, Hate Speech, stereotypes Framing sowie ein Mangel an institutionellen Schutzmechanismen prägen diese Perspektive (Riedl et al. 2022). Sichtbarkeit wird nicht als Fortschritt, sondern als ambivalentes Dispositiv erfahren, das wissenschaftliche Autorität öffentlich verhandelt – insbesondere in Feldern mit gesellschaftlicher Polarisierungsdynamik. Im Rahmen einer gendersensiblen Post-Normal Science Communication wird diese Positionierung lesbar als Ausdruck post-normaler Risikodynamik: Die Akteur*innen bewegen sich zwischen dem normativen Anspruch auf öffentliche Partizipation und der realen Gefahr symbolischer Verletzbarkeit. Das Visibility Paradox (ebd.) markiert die strukturelle Kollision zwischen Sichtbarkeit und Verwundbarkeit – vorwiegend entlang intersektionaler Linien wie Gender, Karrierephase oder disziplinärer Zugehörigkeit. Zugleich verweist diese Typisierung auf infrastrukturelle Defizite: Fehlende Trainings, unterbesetzte Pressestellen und unklare Zuständigkeiten transformieren Sichtbarkeit von einem Möglichkeitsraum in ein Ressourcenproblem. Die Sorge, nicht als Forscher*in, sondern als Projektionsfläche medialer Narrative adressiert zu werden (»Referenzfigur«, W6_Early Career Vollzeit), durchzieht die Aussagen als latente Spannung. Die Analyse zeigt: Diese Akteur*innen navigieren ein kontingentes, durch asymmetrische Sichtbarkeitsregime strukturiertes Öffentlichkeitsfeld. Ihre Zurückhaltung ist keine Defizitposition, sondern Ausdruck eines kritisch reflektierten Umgangs mit den Machtverhältnissen mediatisierter Wissenschaftskommunikation.

5.2 Journalist*innen zwischen Anspruch und Alltag: Spannungsfelder, strukturelle Barrieren und Gender-Advocacy

Allen interviewten Journalist*innen war das Problem der Unterrepräsentation von Wissenschaftlerinnen in ihrer Berichterstattung bewusst. Allerdings variierte der Grad der Sensibilisierung für das Problem. Insgesamt lässt sich aufseiten der Medienschaffenden zwischen *aktiven* und *passiven* gendersensiblen Advokat*innen unterscheiden. Das Selbstverständnis *aktiver* gendersensibler Advokat*innen beinhaltet, dass sich die Medienvertreter*innen als Teil des Problems sehen und aktiv zu einem ausgewogeneren Expert*innen-Geschlechterverhältnis in ihrer Berichterstattung beitragen möchten, indem sie das Geschlechterverhältnis in ihren eigenen Beiträgen im Blick haben, explizit auch nach Expertinnen recherchieren und diese teilweise sehr gezielt anfragen. Sie verstehen sich als *Access Provider* und wollen Diversität aktiv fördern (Riedl et al. 2022: 690). Die Typologie aufseiten der Journalist*innen lässt sich als Spiegelstruktur zur Positionierung der Wissenschaftlerinnen lesen – mit ähnlichen Herausforderungen, aber unterschiedlichen Hebeln. Durch eine bewusste Auswahl können Journalist*innen gendersensible Praktiken fördern (Riedl et al. 2024: 694). *Passive Vertreter*innen* von gendersensibler *Advocacy* sind sich des Problems der weiblichen Unterrepräsentation in ihrer Berichterstattung zwar bewusst und unterstützen grundsätzlich eine geschlechtergerechte Berichterstattung, allerdings unternehmen sie keine aktiven Schritte, indem sie zum Beispiel die Strukturen in ihrer eigenen Redaktion hinterfragen und/oder eigenständig Maßnahmen entwickeln, um mehr Expertinnen für ihre Beiträge zu gewinnen.

Exemplarisch lässt sich diese Differenz an zwei Zitaten aufzeigen: »Grundsätzlich hat man da schon ein Stück weit Verantwortung.« (J16_W_Social-Media_Fest) Hier wird die Verantwortung angenommen und anerkannt, dass die eigene Rolle als Medienschaffende zu den Geschlechterverhältnissen in der Berichterstattung beiträgt. Hingegen sieht ein anderer Journalist das Problem nicht primär bei Medienschaffenden, sondern bei der Unterrepräsentation von Frauen in Spitzenpositionen innerhalb der Wissenschaft:

»Kann man den Ball mal in das Feld der Institutionen schlagen. Warum sind da die Gruppenleiter und Direktoren und exponierten Leute [...] zum größten Teil Männer? Und warum sind da erst relativ wenige Frauen? Wenn da mehr wären, dann würde ich automatisch auch bei mehr Frauen landen mit meinen Anfragen.« (J13_M_Print_Fest)

Diese beiden Zitate zeigen stellvertretend, dass viele Journalist*innen sich der Verantwortung ihrer Arbeit bewusst sind; allerdings wird die Verantwortung auch auf die Institutionen abgeschoben.

Sichtbarkeit ist keine individuelle Leistung, sondern das Ergebnis komplexer Interaktionen – zwischen Forscher*innen, Redaktionen, medialen Routinen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Um die Positionierungen von Wissenschaftlerinnen besser zu verstehen, lohnt sich ein Blick auf die Auswahl- und Produktionslogiken der Journalist*innen.

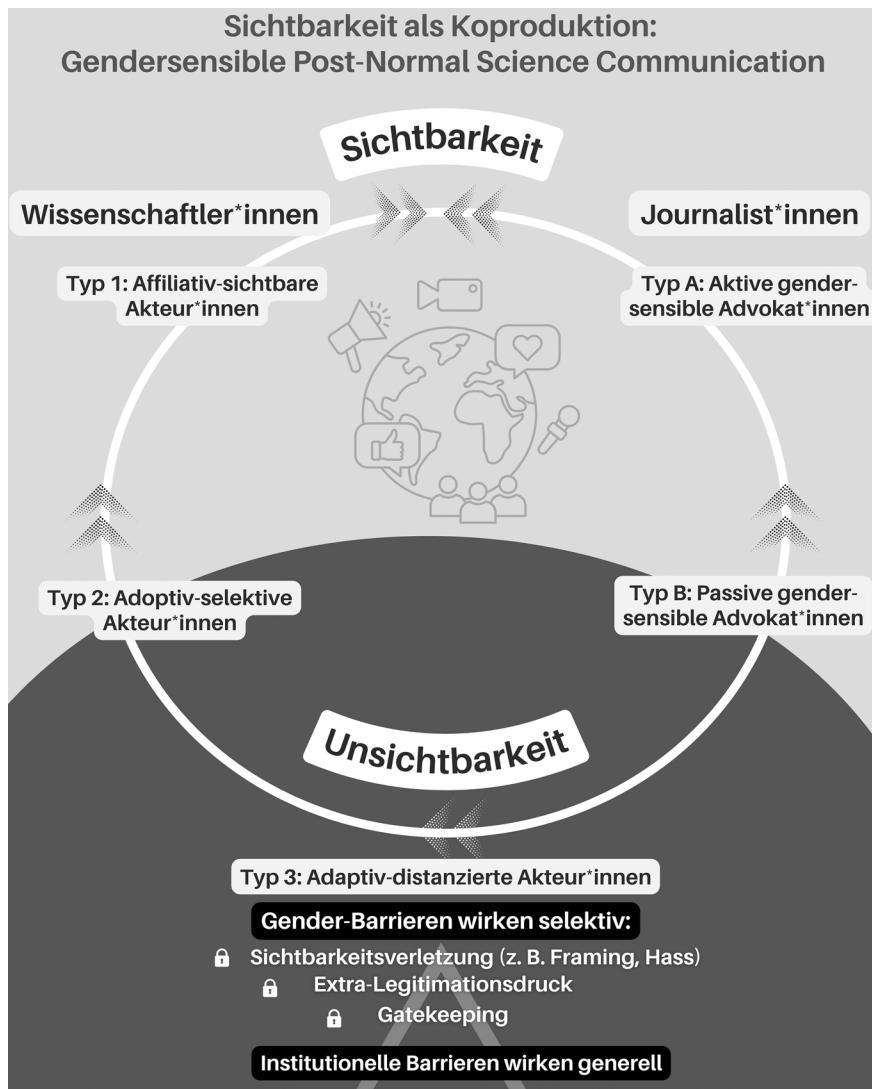
5.3 Die Rolle der Redaktionen: Orientierungshilfen für mehr Genderparität

Redaktionelle Vorgaben für ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis empfinden alle der befragten Medienschaffenden als sinnvoll, allerdings gibt es trotz Vorgabe oft Schwierigkeiten, Expertinnen zu finden und für Beiträge zu gewinnen. Herausforderungen umfassen zum Beispiel die Identifikation passender Expertinnen aufgrund der Unterrepräsentation im Fachbereich oder eng getakteter journalistischer Arbeitsprozesse. Dadurch haben die interviewten Journalist*innen im Nachrichtengeschäft wenig Zeit für die Recherche und Anfrage von Expert*innen, da sie der journalistischen Norm der *Immediacy* folgend in rascher Geschwindigkeit zu aktuellen Entwicklungen berichten (Brüggemann et al. 2020: 7).

Hinzu kommt, dass ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis in Beiträgen für Medienschaffende in der Regel nicht oberste Priorität hat. Stattdessen setzen die Redaktionen auf eine Selbstverpflichtung und wünschen sich eine geschlechtergerechte Berichterstattung: »[F]ür für die meisten Auftraggeber*innen, für die ich arbeite, ist das ein Wunsch«, sagt etwa J3_M_Radio_Frei. Er führt aus, dass er für eines seiner Formate die Anweisung erhielt, eine Expertin einem Experten vorzuziehen. Das sei allerdings »gründlos gescheitert, weil es tatsächlich wirklich wenige Expertinnen zu dem Thema gibt« (J3_M_Radio). Redaktionelle Vorgaben reichten von einem geäußerten Wunsch bis zu einem systematischen Vorgehen, bei dem in öffentlich-rechtlichen Sendern die Präsenz von Expertinnen und Experten in der eigenen Sendung erhoben und analysiert wird, mit dem Ziel einer möglichst paritätischen Geschlechterverteilung. Laut J8_W_Radio_Fest habe sich durch diese Initiative die Einbindung von Expertinnen erhöht:

»Also, worauf ich schon seit vielen Jahren achte, ist weiblich, weil wir [...] in meiner Redaktion bei dieser 50:50-Challenge dabei sind. Das ist jetzt keine Verpflichtung, aber wo quasi die Einladung gemacht wird: ›Hey, schaut doch mal, ob ihr auch eine Frau findet.‹« (J8_W_Radio_Fest)

Abb. 1: Modell der gendersensiblen Post-Normal Science Communication (eigene Darstellung)



Die hier beschriebene Anlehnung an »50:50 – The Equality Project« (BBC 2020, BBC 2024) kann – auch wenn diese Einbindung in redaktionelle Prozesse keine Verpflichtung zur stärkeren Expertinnenpräsenz ist – auf struktureller Ebene gezielt zu mehr Repräsentation von Forscherinnen in der Berichterstattung beitragen, indem sie ein-

zelne Journalist*innen in der Entscheidung für eine aktive Suche nach weiblichen Perspektiven stärkt und damit in ihrer persönlichen Verantwortung entlastet. Das Projekt wurde 2016 durch einen BBC-Nachrichtensprecher initiiert, der intern vorschlug, das Geschlechterverhältnis nach »seiner« Sendung zu erfassen, um Daten als Grundlage für eine Veränderung zu erhalten (Rattan et al. 2020: 3). Innerhalb von vier Monaten verbesserte sich das Geschlechterverhältnis von 39 % auf das Ziel von 50 %. Die Methodik wurde von Redaktionen weltweit übernommen (Wise 2024: 37). Caruso sieht in dem Ansatz, der auf die freiwillige Mitwirkung der beteiligten Redaktionsmitglieder baut, eine Chance für mehr Diversität (2023: 4–5).

Die Interviews unserer Studie zeigen, dass durch fehlende interne *Accountability* wie Vorgaben durch die Redaktionsleitung oder die Mitwirkung an einem systematischen Vorgehen wie dem 50:50-Ansatz, einzelne intrinsisch motivierte Journalist*innen dafür sorgen, dass Expertinnen verstärkt Raum in der Berichterstattung finden. Das kann dazu führen, dass sich weitere Kolleg*innen dem Vorhaben für eine diversere Berichterstattung anschließen (ebd.: 6). Die Interviews zeigen auch, dass Orientierungshilfen wie die Beteiligung am 50:50-Vorhaben wichtig sind, um zunehmend das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer möglichst paritätischen Expert*innenbesetzung in eigenen Beiträgen zu schärfen und umzusetzen. Andernfalls besteht die Gefahr, dass dieses Thema aus dem Fokus gerät und stattdessen bereits in der Redaktion etablierte Experten zu Wort kommen: »Wenn alles brennt [...], hat man da immer seine Männer, auf die man zurückgreift.« (J4_W_Radio_Frei)

Abb. 1 fasst im Überblick die Ergebnisse noch einmal zusammen: Das Modell der gendersensiblen Post-Normal Science Communication zeigt Sichtbarkeit als Koproduktion zwischen Wissenschaftler*innen (drei Akteur*innentypen) und Journalist*innen (zwei Advokat*innentypen). Gender-Barrieren wirken selektiv (Framing, Hass, Extra-Legitimationsdruck, Gatekeeping); institutionelle Barrieren wirken generell und strukturieren Übergänge zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit.

6 Fazit und Ausblick: Sichtbarkeit zwischen Agency, Struktur und medialer Codierung – für eine gendersensible Post-Normal Science Communication

Ein zentraler Mehrwert der Studie liegt in ihrer relationalen Methodologie: Sie betrachtet Sichtbarkeit nicht als Eigenschaft von Individuen, sondern als intermediäres Produkt kollektiver Praktiken. Sichtbarkeit ist kein Zustand, sondern ein Effekt – vermittelt durch institutionelle Ressourcen, journalistische Selektionslogiken und kulturelle Zuschreibungen. Diese Perspektive erlaubt es, die Handlungsfähigkeit von Wissenschaftlerinnen nicht zu individualisieren, sondern in ihre strukturellen Bedingungen einzubetten. Sichtbarkeitsverweigerung erscheint so nicht als Rückständigkeit, sondern als strategische Reaktion auf mediale Verkürzung, strukturelle Prekarität oder fehlende Schutzmechanismen – insbesondere in digitalen Öffentlichkeiten.

Sichtbarkeit ist kein lineares Resultat medienaffiner Persönlichkeitsmerkmale, sondern ein relationales Produkt – kokonstituiert durch journalistische Selektionslogiken, institutionelle Kontexte und geschlechtsspezifische Machtverhältnisse. Wissenschaftler*innen verhandeln ihre mediale Präsenz entlang situativer Handlungsspielräume –

nicht als binäres Entweder-oder, sondern in einem fluiden Spektrum reflexiver Positionierungen. Die rekonstruierten Typen – *affiliativ-sichtbare*, *adoptiv-selektive* und *adaptiv-distanzierte* Akteurinnen – machen diese Spannungsverhältnisse sichtbar. Sie verdeutlichen, dass Sichtbarkeit sowohl als Ressource als auch als Risiko erlebt wird – abhängig von Kontext, Karrierephase, disziplinärer Verortung und sozialen Zuschreibungen. Die Ergebnisse legen nahe, dass insbesondere die *affiliativ-sichtbaren* Akteurinnen auf journalistische Strategien treffen, die auf aktive Sichtbarkeitsproduktion, Ko-Kuration und Dialog ausgerichtet sind. Hier entstehen produktive Allianzen, insbesondere mit Medienschaffenden, die sich als *Access Provider* (Riedl et al. 2024: 693) verstehen und gezielt nach Expertinnen suchen. Demgegenüber bleiben *adaptiv-distanzierte* Wissenschaftlerinnen häufig »unter dem Radar«: Ihre strategische Zurückhaltung wird medienlogisch oft als fehlendes Interesse oder Inkompetenz fehlinterpretiert. Auch *adoptiv-selektive* Akteurinnen, die Sichtbarkeit gezielt dosieren, stoßen an Grenzen, wenn journalistische Routinen auf maximale Personalisierung und *Immediacy* ausgerichtet sind. Die Typen interagieren somit nicht nur mit institutionellen Anforderungen, sondern auch mit medial codierten Erwartungshaltungen – was Matching, Ausschluss oder Irritation produzieren kann. Gleichzeitig wird deutlich: Wissenschaftskommunikation operiert im Spannungsfeld zwischen normativem Transparenzanspruch und realer Verwundbarkeit. Die Erweiterung des Modells der Post-Normal Science Communication (Brüggemann et al. 2020) um eine Gender-Perspektive ermöglicht, diese Ambivalenzen analytisch zu fassen: Sichtbarkeit ist nicht geschlechtsneutral. Weiblich gelesene Akteur*innen erleben Repräsentation häufiger als doppelt codiert – sie müssen Expertise performativ legitimieren und gleichzeitig gegen stereotype Framings und Hate Speech verteidigen. Das *Visibility Paradox* (Riedl et al. 2022) verweist auf diese strukturelle Kollision zwischen öffentlicher Teilhabe und symbolischer Exponierung. Die journalistische Seite zeigt ein ebenso heterogenes Bild: Während einige Medienschaffende sich als *aktive* gendersensible Akteur*innen verstehen und gezielt nach Expertinnen suchen, verbleiben andere in gut gemeinter *Passivität* oder externalisieren Verantwortung auf strukturelle Gegebenheiten in der Wissenschaft. Sichtbarkeit bleibt so ein koproduziertes Phänomen – abhängig von der Dialogbereitschaft beider Felder und der Verfügbarkeit institutioneller Ressourcen. Zugleich ist Selbstreflexion geboten: Die Berücksichtigung intersektionaler Perspektiven – etwa die Verschränkung von Gender, »Race«⁷, Klasse oder disziplinärer Zugehörigkeit – wurde im Sample sichtbar, konnte aber nicht systematisch vertieft werden. Wer erscheint wie in medialen Formaten? Welche Körper, Stimmen, Perspektiven werden repräsentiert, marginalisiert oder stereotypisiert? Welche Bildpolitiken, Framings und Plattformästhetiken wirken in der Codierung von Expertise mit? Eine

7 Der Begriff »Race« wird in diesem Text bewusst in der Originalsprache verwendet, um Missverständnisse mit dem deutschen Begriff »Rasse« zu vermeiden, der historisch biologistisch aufgelaufen ist. Wir folgen dem sozial- und kulturwissenschaftlichen Ansatz »Race« als sozial konstruiertes Differenzkriterium, das durch Prozesse der Rassifizierung (*racialization*) hergestellt, in gesellschaftlichen Machtverhältnissen reproduziert wird (Hall 1997; Lentini 2008) und eine historisch und politisch wirksame soziale Konstruktion zeigt, die reale Ungleichheiten und Diskriminierung erzeugt.

systematisch intersektionale Medienanalyse – etwa entlang von Racial Profiling oder der Emotionalisierung weiblich gelesener Akteur*innen – bleibt ein Desiderat.

Die Erkenntnis daraus ist doppelt gerichtet: Erstens braucht es institutionelle Rückendeckung, mediale Schutzzäume und redaktionelle Verantwortung, um Sichtbarkeit als emanzipatorisches Potenzial zu stärken. Zweitens darf Sichtbarkeit nicht individualisiert, sondern muss als Ergebnis kollektiver Praktiken begriffen werden. Eine gendersensible Post-Normal Science Communication macht diese strukturelle Dimension sichtbar – und formuliert ein Plädoyer für eine inklusive Wissenschaftskommunikation, die Teilhabe nicht nur ermöglicht, sondern strukturell absichert. Für die weitere Forschung eröffnet diese Studie wichtige Anschlussstellen: Erstens bedarf es einer systematischen intersektionalen Medienanalyse, die die Verschränkungen von Gender, »Race«, Klasse und disziplinärer Zugehörigkeit nicht nur sichtbar macht, sondern in ihrer medialen Codierung (Bildpolitiken, Framing, Emotionalisierung) analysiert. Zweitens gilt es, das Konzept der gendersensiblen Post-Normal Science Communication weiterzuentwickeln – etwa im Vergleich internationaler Kontexte oder digitaler Plattformlogiken. Drittens wären langfristige Studien notwendig, um zu erfassen, wie sich strukturelle Interventionen – etwa Quoten, Netzwerke, Trainings – auf die nachhaltige Sichtbarkeit marginalisierter Gruppen auswirken. Die konzeptionelle Rahmung durch Post-Normal Science Communication bietet hierfür einen produktiven theoretischen Horizont, der über klassische Vermittlungslogiken hinausweist. In ihrer geschlechtersensiblen Erweiterung eröffnet sie eine Perspektive auf Wissenschaftlerinnen als vulnerabilisierte, aber zugleich handlungsfähige Subjekte in konfliktbehafteten Öffentlichkeiten. Eine solche Perspektive muss Sichtbarkeit nicht nur ermöglichen, sondern auch absichern: durch institutionelle *Accountability*, Schutzzäume, partizipative Kommunikationsformate und infrastrukturelle Ressourcen.

Literatur

- Albæk, Erik. 2011. The interaction between experts and journalists in news journalism. *Journalism* 12, Nr. 3 (April): 335–348. <https://doi.org/10.1177/1464884910392851>.
- BBC. 2020. 50:50 The Equality Project. <https://www.bbc.co.uk/5050/> (zugegriffen: 17. Juni 2025).
- BBC. 2024. Die 50:50 Methodik – Grundprinzipien und Partner-Projektrahmen. <https://www.bbc.com/5050/partners/home/de> (zugegriffen: 17. Juni 2025).
- Bogner, Alexander, Beate Littig und Wolfgang Menz. 2014. *Interviews mit Experten: Eine praxisorientierte Einführung*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Brüggemann, Michael, Ines Lörcher und Stefanie Walter. 2020. Post-normal science communication: exploring the blurring boundaries of science and journalism. *Journal of Science Communication* 19, Nr. 03 (1. Juni): A02. <https://doi.org/10.22323/2.19030202>.
- Caruso, Heather Maiirhe. 2024. The revolution can be improvised: An intrinsically motivating approach to equity, diversity, and inclusion. *Social and Personality Psychology Compass* 18, Nr. 1 (Januar): e12848. <https://doi.org/10.1111/spc3.12848>.

- Dijkstra, Anne, Maaike M. Roefs und Constance H. C. Drossaert. 2015. The science-media interaction in biomedical research in the Netherlands. Opinions of scientists and journalists on the science-media relationship. *Journal of Science Communication* 14, Nr. 02 (7. Mai): A03. <https://doi.org/10.22323/2.14020203>.
- European Commission. 2008. *Monitoring Policy and Research Activities on Science in Society in Europe (MASIS)*. CORDIS Report. Luxemburg: Publications Office of the European Union.
- Flick, Uwe. 2018. *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*. 7. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Frick, Julia und Annika Seltmann. 2023. *Wissenschaftskommunikation im Wandel: Herausforderungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Helfferich, Cornelia. 2011. *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. 4., überarbeitete Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Helfferich, Cornelia. 2019. *Leitfaden- und Experteninterviews*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Kuckartz, Udo und Stefan Rädiker. 2024. *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Umsetzung mit Software und künstlicher Intelligenz*. 6. Aufl. Weinheim: Juventa Verlag.
- Lewis, Seth, Rodrigo Zamith und Mark Coddington. 2020. Online Harassment and Its Implications for the Journalist–Audience Relationship. *Digital Journalism* 8, Nr. 8 (11. September): 1047–1067. <https://doi.org/10.1080/21670811.2020.1811743>.
- Loosen, Wiebke. 2016. Das Leitfadeninterview – eine unterschätzte Methode. In: *Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft*, hg. von Stefanie Averbeck-Lietz und Michael Meyen. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 139–155. https://doi.org/10.1007/978-3-658-01656-2_9.
- Mellado, Claudia. 2015. Professional Roles in News Content: Six dimensions of journalistic role performance. *Journalism Studies* 16, Nr. 4 (4. Juli): 596–614. <https://doi.org/10.1080/1461670X.2014.922276>.
- Mellado, Claudia. 2019. Journalists' Professional Roles and Role Performance. In: *Oxford Research Encyclopedia of Communication*. Oxford University Press, 25. Februar. <https://doi.org/10.1093/acrefore/9780190228613.013.832>, <https://oxfordre.com/communication/view/10.1093/acrefore/9780190228613.001.0001/acrefore-9780190228613-e-832>.
- Moorhead, Laura L., Alice Fleerackers und Lauren Maggio. 2023. »It's my job«: a qualitative study of the mediatization of science within the scientist-journalist relationship. *Journal of Science Communication* 22, Nr. 04 (6. August). <https://doi.org/10.22323/2.22040205>, https://jcom.sissa.it/article/pubid/JCOM_2204_2023_A05/.
- Olesk, Arko. 2021. The types of visible scientists. *Journal of Science Communication* 20, Nr. 02 (22. März): A06. <https://doi.org/10.22323/2.20020206>.
- Peters, Hans Peter und Arlena Jung. 2019. Wissenschaftler und Journalisten: Nicht unbedingt beste Freunde, aber sie verstehen einander immer besser. In: *Wissenschafts-Journalismus – Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis*, hg. von Winfried Göpfert. Reihe Journalistische Praxis. 6. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 9–18. https://doi.org/10.1007/978-3-658-17884-0_2.
- Peters, Hans Peter. 2008. Erfolgreich trotz Konfliktpotenzial – Wissenschaftler als Informationsquellen des Journalismus. In: *WissensWelten: Wissenschaftsjournalismus in*

- Theorie und Praxis*, hg. von Holger Hettwer, Markus Lehmkuhl, Holger Wormer und Franco Zotta. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 108–130.
- Peters, Hans Peter. 2012. Das Verhältnis von Wissenschaftlern zur öffentlichen Kommunikation. In: *Handbuch Wissenschaftskommunikation*, hg. von Beatrice Dernbach, Christian Kleinert und Herbert Münder. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 331–339. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18927-7_42.
- Peters, Hans Peter. 2019. WissenschaftlerInnen als Kommunikatoren. In: *Forschungsfeld Hochschulkommunikation*, hg. von Birte Fähnrich, Julia Metag, Senja Post und Mike S. Schäfer. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 209–225. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22409-7_10.
- Rattan, Aneeta, Oriane Georgeac und Siri Chilazi. 2020. Ros Atkins and the 50:50 Project at the BBC (A). *London Business School Case Collection*, Nr. CS-20-010: 1–18.
- Riedl, Andreas A., Tobias Rohrbach und Christina Krakovsky. 2022. »I Can't Just Pull a Woman Out of a Hat«: A Mixed-Methods Study on Journalistic Drivers of Women's Representation in Political News. *Journalism & Mass Communication Quarterly* 101, Nr. 3 (3. März): <https://doi.org/10.1177/10776990211073454>.
- Schäfer, Mike S., Ines Engelmann und Julia Metag. 2019. *Wissenschaftskommunikation im Wandel*. Wiesbaden: Springer VS.
- Shine, Kathryn. 2022. Willing but wary: Australian women experts' attitudes to engaging with the news media. *Journalism* 23, Nr. 11 (1. November): 2364–2379. <https://doi.org/10.1177/14648849211007038>.
- Wise, Mike. 2024. A case study of the BBC 50:50 Equality Project: Can the source tracking system work in Canadian journalism programs? *Facts & Frictions: Emerging Debates, Pedagogies and Practices in Contemporary Journalism* 4, Nr. 1 (13. November): 36–47. <https://doi.org/10.22215/ff/v4.i1.04>.
- Wohlrab-Sahr, Monika und Aylin Przyborski. 2018. *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. 4. Aufl. München: Oldenbourg.

